

Verlag Bibliothek der Provinz

Ingrid Maria Kloser
Darf ich dich küssen Himmel?

Erzählung

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-696-8

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA, 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagabbildung: Frigesch Lampelmayer, www.fotowerk.cc

WIEN
KULTUR



Ingrid Maria Kloser
Darf ich dich küssen Himmel?

Erzählung

Für Thomas

Er ist noch nicht da, ich habe ihn schon überall gesucht, zuerst hinter der kleinen Baumgruppe am Ende des steinigen Bodens und auch noch weiter hinten, im Schilf, dort wo die mächtigen Stämme übereinanderliegen und wo ich schon einmal eine Igelfamilie entdeckt habe. Die Augen der Jungen waren geschlossen. Die Beinchen durchsichtig. Doch auf dem Rücken trugen sie bereits ein Büschel struppiger Stacheln.

Ich habe heute meinen Badeanzug mitgebracht, ein kleines Paket für ihn und etwas zu essen. Er schwimmt, auch wenn es regnerisch und die Luft kalt ist. Er trägt dann Holz zusammen, stapelt es locker auf, unterfüttert das Nest mit Stroh und vertrockneten Fasern, die hier herumliegen, und zündet es an. Er zündet es mit Zündhölzern an, er ist überhaupt ein wenig altmodisch. Einmal schnitzte er eine Weidenpfeife, die hat drei Tage lang funktioniert. Dann zog sich die Rinde zusammen und die Pfiffe tönnten schief und jämmerlich, bis schließlich kein Ton mehr kam. In dem Paket ist ein Schnitzmesser für ihn, und als ich in dem düsteren Laden gestanden bin, wo es auch Waffen gab, bemerkte ich erst meine Aufregung. Da ich nicht wissen kann, ob er sich freuen wird.

An den letzten Donnerstagen haben wir die Brote aus seinem Rucksack gegessen. Heute habe ich Kartoffeln

und Lammfleisch mitgebracht, das können wir in die Glut legen. Das Lammfleisch hat vielleicht damit zu tun, wie der heutige Tag begonnen hat. Nach dem Schwimmen werden wir ganz nahe an das glimmende Feuer rücken.

Wir sind noch nie zusammen geschwommen. Das liegt daran, dass unsere Treffen bis jetzt etwas zufällig waren. In jeder Woche habe ich angenommen, er würde kommen, und er ist bis jetzt dreimal an einem Donnerstag gekommen. Heute ist es das vierte Treffen, wenn er kommen wird. Mein Badeanzug ist grün, ich trage einen Badeanzug, da ich an meinen Beinen Reiterhosen habe. Im Englischen heißen die Polster Saddlebags und natürlich weiß ich, dass ein Badeanzug die nicht verbergen kann. Doch ich finde, so sehe ich besser aus. Wenn ich aus dem Wasser komme, ziehe ich mir schnell einen Rock oder die Jeans über die Beine. Das ist so, seit ich ein Teenager war. Irgendwie ist das Schämen schon zu einer Gewohnheit geworden.

Das Grün ist so ähnlich wie eine leere Weinflasche und etwas dunkler als Moos. Ich mag Moos sehr gerne. Überall, wo mir Moospolster begegnen, streife ich mit der Hand darüber und die Finger tasten sanft und wundern sich über das Weich der wild abstehenden Blättchen. Früher habe ich die Schuhe und die Strümpfe ausgezogen und Fuß vor Fuß daraufgesetzt. Es kitzelte und fühlte sich an wie mein Strickpullover. Der einige Jahre später achtlos fallen gelassen vor meinem Bett lag und auf den ich noch im Pyjama und barfuß trat. Der mich an die zarten Blättchen erinnerte.

In Irland gibt es riesige Mooshalden, die ich auf Bildern und Fotos gesehen haben. Felsen, Baumstämme und die Dächer der Häuser sind fast vollständig mit

Moos überzogen. Man möchte sich in die Wiese legen und staunen und träumen. Es gibt ein Haus in Irland, das meinem Großvater gehörte. Das Haus steht auf einer kleinen Ebene umgeben von dicken Grasbüscheln und einzeln herumliegenden kleinen Felsbrocken. Die helle Haut und die Sommersprossen habe ich von meinem Großvater. Mit dieser Haut ist es schwer, eine passende Farbe für meine Kleider zu finden. Schwarz ist zu dunkel. Da sehe ich aus wie ein Gespenst auf einer Halloweenparty. Gelb und alle Pastelltöne scheiden aus. Auch Rot geht nicht und gut sind einzig Braun und Grün, die passen auch zu meinen grünen Augen. Die Augenfarbe meines Großvaters ist auf den alten Fotos nicht zu erkennen. Mamas Augen sind hellbraun und im Sonnenlicht zeigt sich ein grüner Schimmer. Mama hat eine Bibliothek von Großvater geerbt. Die wanderte mit jedem Umzug von einer Wohnung in die nächste. Die irischen Autoren sind versammelt. Irische Märchen und Sagen auch in Gälisch.

Die irischen Märchen sind blutig. In ihnen wird gekämpft und sie sind voller Riesen und Feen und sprechender Tiere. Die Bücher meines Großvaters füllten bei uns zu Hause ein ganzes Regal. Ein Märchen las ich besonders gerne und schlug das Buch so lange an derselben Stelle auf, bis sich die Blätter wie von selbst teilten. Außerdem waren schon Flecken zu sehen, die von Keksen und Limonade stammten.

In dem Märchen sitzt eine Katze in einer dreihundert Meter langen Höhle, dreihundert Meter unter der Erde. Die Höhle hat sie schon dreihundert Jahre nicht mehr verlassen. Die Augen des Tieres sind zu Schlitzeln verengt und auf ihrem Rücken trägt sie drei Höcker so groß wie die höchsten Berge der zwölf Bens. Zuerst verstand ich

nichts und legte das Buch beiseite. Doch dann kroch ich zu der Katze in die Höhle, grub meine Finger in ihren Pelz und konnte fühlen, wie alt und zottelig er war. Der Schwanz lag auf dem lehmigen Boden und zuckte. Die Augenschlitze blitzten und ich spürte, wie alles draußen über der Erde an Bedeutung verlor.

2

In der Nacht träumte ich eine Umarmung, fühlte einen anderen Körper sehr nahe an meinem. So muss es sein, dachte ich. So ist alles in einer richtigen Ordnung. Vier Arme schlingen sich um die vereinten Körper und ineinander. Hingabe an diese Arme, die ich nicht kenne und auch nicht von meinen unterscheiden kann. Zarte Haut an fester Haut, allein sein und doch nicht, mit dir sein und gleichzeitig mit allen anderen sein, mit allem anderen und mit etwas. Zarte Haut an fester Haut, eine Hundeschnauze tauchte auf, unendliche Geborgenheit fühlen.

Ich lag wach und blickte zur Decke. Die sonst hässliche Lampe war heute schön. So muss es sein, dachte ich wieder.

Das warme Wasser unter der Dusche ruft an manchen Tagen wundersame Ideen in mir wach. Die schießen wie Fontänen aus dem Boden und reißen mich mit in die Höhe. Dort oben spiele ich mit vielen Ideen. Dann stürzen die Fontänen ein, ich steige aus der Dusche und trockne mit dem Handtuch meinen Körper. In dem Badezimmer über mir sind die Geräusche der Waschmaschine zu hören, Kindergeschrei, und da ist alles wieder wie es war. Doch manche Gedanken verschwinden nicht

ganz, sie kommen wieder. Sie lassen sich nicht abschütteln. Irland ist so eine Idee, die grüne Insel. Man könnte hinfahren, dachte ich heute Morgen, während sich das Duschgel unter meiner Hand in einen feinen Schaum verwandelte. Ich könnte hinfahren. Die grünen Wiesen tauchten auf, das tosende Wasser, wie es sich wütend zwischen die Felsen wirft. Das Haus meines Großvaters, das an einer Klippe steht. Einsam. Dort, wo es nur die Klippen und das Meer und den Wind gibt.

Der Himmel ist heute himmelblau. Seit ich hier sitze, ist nur eine einzige große Wolke vorbeigezogen. Die sah aus wie ein Walross, das über die Häuser und den See schwimmt. Die Kinder müssten über dieses Bild lachen, und ziemlich sicher hätten sie noch tausend andere Ideen für komische Wortverbindungen. Trompetender Wolkenelefant, ratternde Wolkendampfmaschine.

Ich sitze nahe am Wasser, die Steine sind mit einer dünnen Schicht überzogen. Wie mit grüner Moosfarbe angemalt sehen sie aus, mit wässriger Moosfarbe. So scheint das Grau durch und alles könnte auch in einem Märchenwald sein.

Wenn er kommt, wird er sich stumm neben mich setzen. Sich nicht mit Worten ausdrücken zu können, scheint ihn nicht unglücklich zu machen. Er hat die Lücke geschlossen und nur manchmal entkommt ihm ein Schrei oder ein fremdes Lachen. Doch es ist zufällig. Er kann lachen, ohne den leisesten Ton von sich zu geben. Mit den Augen und indem er die Lippen öffnet, mir seine großen Zähne zeigt. Er spricht überhaupt mit den Augen und mit dem Körper. Manchmal bilde ich mir ein, in diesen Augen stünde alles oder zumindest wesent-

lich mehr als in allen anderen. Mit dem Körper drückt er die tiefen Gefühle aus, da tobt er. Da ist er ein Primitiver und scheint einer der ersten Menschensippen entkommen zu sein. Ich kann immer noch nicht sagen, ob er mich hören kann, doch irgendwie scheint er meine Worte in sich aufzusaugen, und ich habe gelernt, seine Antworten zu verstehen. Ich stelle mir vor, wie es für ihn ist, taub unter den Menschen zu sein, und erinnere mich an Tage am Meer. Der Wind fauchte und fegte die Tischtücher von den Tischen auf der Terrasse. Unten am Strand spielten Kinder, die rissen ihre Arme in die Höhe und rannten einem Hund nach, der für mich unhörbar bellte. Mama stand nicht weit von mir, sie fuchtelte mit den Armen. Sie rief mir etwas zu. Doch in meinen Ohren war nur der Wind.

Manchmal stelle ich mir auch vor, er wäre ein Fisch in einem Aquarium und ich stünde wie eine Zuschauerin, blickte durch das Glas und redete in die Luft. Der Fisch schwimmt nahe an das Glas heran und sieht mich mit seinen großen Fischaugen an. Er schwimmt langsam. Ich beobachte seinen kräftigen Körper, sehe die schwarzen Tupfen auf der silbrigen Haut und bald verschwindet er hinter dem künstlichen Gras. Doch natürlich gibt es zwischen ihm und mir und der restlichen Welt keine Glaswand, es scheint nur manchmal alles so getrennt.

Die Haut an seinen Füßen und Beinen ist bis zu den Knien tatsächlich voller kleiner Tupfen. So als hätte jemand seine Zigarettenstummel auf dieser Haut ausgedrückt. Nach dem Schwimmen im kalten Wasser sind die Punkte um die Knöchel rot und dunkelviolett angelaufen. Als er die Schuhe auszieht, steht er nur so da, und ich starre auf diese Füße und vergesse, wieder wegzusehen.

Als kleines Mädchen habe ich mir meine Eltern manchmal stumm vorgestellt. Das war immer dann, wenn es in der Küche laut war und sie sich angeschrien haben. Die Wörter flogen durch den Flur und in mein Zimmer. Mit den Fingern verstopfte ich meine Ohren und sang laut das Kinderlied: Beans Beans the musical fruit the more you eat the more you toot ...

Damals ist auch hin und wieder ein Junge auf unsere Spielwiese gekommen, seine Mutter war bei ihm. Er war dünn, trug auch im Sommer eine Mütze, und er stieß schreckliche Laute aus. Wir Kinder rotteten uns am Ende der Wiese zusammen und warteten, bis es vorbei war. Wenn seine Mutter zu ihm sprach, neigte er den Körper nach vorne und schaute konzentriert auf ihre Lippen. Das sah aus, als wolle er in ihren Mund hineinschlüpfen. Dabei hielt er den Kopf leicht schief.

Er hält den Kopf nicht schief, wenn ich zu ihm spreche.

3

Seit der Trennung von Andreas wohne ich allein. Die Wohnung befindet sich im zweiten Stock in einem Haus mit zwölf Wohnungen. Am Morgen, wenn ich die Augen aufmache und den Kopf ein wenig nach hinten neige, sehe ich die Spitze der Tanne vor dem Fenster. Manchmal sitzt schon eine Amsel auf dem obersten Ast. Sie singt. Die Amseln singen um diese Jahreszeit schon am frühen Morgen.

Am Anfang lag ich andersherum im Bett und starrte nur auf die weiße Farbe an der Decke. Ich bildete mir ein, das Weiß beruhige mich. Das hat damit zu tun, dass

ich in der Schule nie verstand, was unser Religionslehrer mit dem Himmel meinte, ich konnte mir den Himmel nicht vorstellen. Niemand müsse Hunger oder Schmerzen leiden, sagte er zu uns Kindern. Meine Mama hatte sich an einem Sonntag beim Radieschenschneiden in den Finger geschnitten und so laut geschrien, dass Papa und ich aus unseren Zimmern gerannt kamen. Sie war aus der Küche gelaufen und durchquerte mit großen Schritten das Wohnzimmer. Blut tropfte auf den Teppich und das orientalische Muster. Die Tropfen sind nie wieder ganz verschwunden. Und wie sollte ich mir Mama still sitzend vorstellen?

Das mit dem Himmel besprach ich auf dem Heimweg von der Schule mit Ulla. Wir gingen über einen Wiesenweg. Ulla blieb abrupt stehen, hielt meine Hand und drückte zu. Sie blickte wie einer dieser Engel in den Gemälden an den Kirchenwänden. „Im Himmel ist es weiß und warm und man hat Flügel“, dabei rollte sie ihre Augen und es gab keine Zweifel. Heute bin ich mir nicht mehr sicher, ob mich die weiße Farbe an den Wänden tatsächlich beruhigt.

Nach dem Aufwachen schiebe ich mich gerne noch ein wenig unter die Decke und hänge den Träumen nach. Ich ziehe meinen Körper zu einem Halbmond zusammen und so versuche ich, noch einmal einzuschlafen. Doch die Gedanken und die Bilder sind schon hellwach und stolzieren aufrecht durch meinen Kopf. Die Bilder vertreiben den Schlaf. Andreas hat einen Verband um den Kopf gewickelt, an dem fast nichts Weißes mehr zu sehen ist. Sein Gesicht blutverschmiert. „Mein schönes Gesicht“, der Gedanke kommt unverhofft und ich schäme mich sogleich. Der Notarzt rennt mit dem Tele-

fon an seinem Ohr neben der fahrenden Trage her. Er redet und schreit unentwegt. Die Rettungsmänner schiebend und rennend. Im Parterre des Krankenhauses öffnen sich die metallenen Lifttüren und Augenblicke danach schließen sie sich wieder. Um mich sind die gaffenden Patienten und ich blicke auf rote Hände. Bis ein Arm sich auf meine Schulter legt und mich sanft in mein Büro am Ende des Ganges schiebt.

An diesem Tag, als dies alles geschehen ist, fragte ich mich an meinem Schreibtisch sitzend, wieso Andreas mit einer Pistole umgehen konnte. Da fiel mir seine Zeit beim Militär wieder ein. Die er so gerne erwähnte. Die Erzählungen fingen immer so an: „Irgendwie war ich gerne da.“ Die Ordnung sei gut gewesen. Die Kameradschaft. Nach den Übungen zusammen essen und alle essen das Gleiche. Er habe nie so gut geschlafen wie beim Militär. „Drunten ist alles geordnet und jeder weiß genau, was er zu tun hat. Wir haben geschaufelt, bis wir umfielen. Und wir setzten Masten, dazu braucht man handwerkliches Geschick.“ Sein Blick war anders, wenn er davon erzählte. Es war Glück in seinen Augen. So wie an dem Tag am Meer, als er den großen Tintenfisch mit einer Hand hochhob und dabei lachte wie ein kleiner Junge. Es war ein heiteres Lachen und schien nichts mit dem Mann zu tun zu haben, der fast jeden Abend mit mir in einem Restaurant saß und viel zu schnell durch sein Fleisch schnitt und noch viel schneller schluckte. Vielleicht war die Pistole schon damals in unserem Reihenhaus gewesen und Andreas versteckte sie im Keller. Vielleicht hat er sie damals hin und wieder in die Hände genommen.

Nachdem ich aufgestanden bin, gieße ich den Tee auf. Es gibt keinen Tisch in der Küche. Also wandere ich mit der Tasse in der Hand durch den Bogen ins Wohn-

zimmer und setze mich an den braunen Holztisch. Der Tisch ist lang und ich fühle mich jeden Morgen, als würden ein paar Menschen fehlen. Bevor ich mich hinsetze, öffne ich noch die Türe auf den kleinen Balkon. Unten laufen Amseln hektisch auf dem kleinen Stück Rasen herum und streiten sich um die Würmer und Insekten. Ich mag das laute Gezwitscher. Auf dem Balkon steht ein alter Stuhl, der war schon da, als ich hier einzog, doch ich habe mich noch nie daraufgesetzt.

Es ist noch nicht lange her, da öffnete ich am Morgen keine Balkontüre und ich sah nur den Tee in der Tasse, der Schluck für Schluck weniger wurde. Überhaupt habe ich in den letzten Jahren sehr wenig gesehen und gehört. Früher war das anders, auf dem Foto zum Beispiel, das hier neben dem Bücherregal hängt. Da trage ich ein buntes Kleid und blicke ziemlich fröhlich in die Kamera. In der Hand halte ich ein Holzstäbchen, auf dem ein mit glänzender roter Zuckerglasur überzogener Apfel steckt. Die knacke ich mit den Zähnen auf und schaufle mit der Zunge das weiße Fleisch in meinen Mund. Das Fleisch schmeckt ein bisschen so wie Apfelmus und das Aufknacken fühlt sich jedes Mal wie ein kleiner Sieg an. Ich bettle Mama an um noch einen und noch einen. Es war ein Jahrmarkt und ich glaube es war Mama, die das Foto gemacht hat.

Daneben klebt ein Kinderfoto von Mama, sie sitzt mit weißen Schleifen im Haar mitten auf einer Wiese zwischen gelb und blau blühenden Blumen. Sie hält eine Blume in der Hand und lächelt, so wie es damals die Art war, Fotos zu machen. Eine Locke ist schon aus der Schleife in ihr Gesicht gesprungen. Sonst ist niemand auf dem Foto zu sehen. Daneben in einem glänzenden

Metallrahmen der kleine Andreas in kurzen Hosen. Er ist etwa fünf Jahre alt und steht breitbeinig vor einem roten hölzernen Tretauto. Seine Schultern sind ein wenig eingezogen. Doch vielleicht bilde ich mir das auch nur ein. Die Augen sind so, als wollten sie fragen: „Was muss ich tun, damit ihr mich lieb habt?“

Ein Kind lernt gehen. Es macht einen wackeligen Schritt und dann noch einen. Die Großen klatschen und sie lächeln. Das Kind geht weiter, doch da ist das Lächeln verschwunden. Es stolpert, es vermisst das Klatschen.

Über diese Dinge denke ich hin und wieder nach.

Andreas schlug beim Sitzen ein Bein über das andere und der hängende Fuß schnellte wie ein Hämmerchen vor und zurück. Es war ein Tick. Der Fuß schlug an den Tisch und alles auf dem Tisch zitterte. Manchmal fühlte ich das ganze Haus zittern und immer dann war ich sicher, dass die Schultern auf dem Bild eingezogen sind.

Neben Andreas Ulla. Ihr frecher Blick. Wir sitzen eng aneinandergequetscht auf einer Schaukel. Ulla trägt ein zitronengelbes Kleid und ich ein grünes. Ulla schaukelte wie wild. Sie stieß sich energisch mit den Füßen vom Boden ab und flog weit hinauf.

Es ist leicht, Kinder zu lieben. Als ich im englischen Kindergarten aushelfe, zerrt mich einmal das Mädchen mit den hellen Haaren auf den Boden. Sie schnuppert an meinem Pullover und kreist mit der Nase über dem Boden. „Ich bin das Hundkind und du bist der Hund.“ Das Hundkind schubst mich und leckt an meinem Unterarm. Und als ich nicht schnell genug reagiere, schnappt es zu. Die kleinen roten Punkte sind nachher auf meinem Arm zu sehen, schön angeordnet in einem halben Kreis. Die Kollegin schimpft und das Mädchen erwacht erschrocken aus dem Spiel. Sie setzt sich auf

meine Knie und lehnt sich an mich. Ich kann ihr nicht böse sein.

Wenn Andreas sich im Badezimmer einschloss und ich wütend und traurig aus dem Bett sprang, stellte ich mich später vor sein Kinderbild und konnte ihm nicht mehr böse sein. Was wusste ich schon von ihm? Und Mama, wenn ich ihre kreischende Stimme durch das Telefon höre, blicke ich auf das kleine Mädchen mit den weißen Schleifen im Haar. So wird zumindest meine Aufregung weniger. Es ist leichter, Kinder zu lieben.

Vielleicht hätte der Religionslehrer damals besser eine Schar Kinder mit in den Unterricht gebracht. Die hätten mit ihren runden Fingern Grimassen in unsere Gesichter gezogen. Wir hätten dumm ausgesehen und ziemlich bald begriffen, wie sich der Himmel anfühlt.

4

Auf der Treppe begegnet mir hin und wieder eine Frau, die ihre Haare unter einem Tuch versteckt. Ich sehe nur Augen und diese Augen erinnern mich an etwas. Doch ich weiß nicht, was es ist.

Hinter dem Haus rauscht der Fluss. Wenn ich über die Straße und zwei Kilometer den Fluss entlang gehe, komme ich zum See. Den Fluss entlang gehe ich unter Bäumen, die links und rechts stehen und die sich leicht über den Weg neigen. Es ist wie unter Händen zu gehen, als würden sich Hände wölben, um sich schützend über mich zu beugen. Oben ist ein schmaler Streifen Himmel,

der an jedem Tag eine andere Farbe hat. Anders angemalt ist. Hinter den flussseitigen Bäumen höre ich das Wasser. Wie es durch Steine rauscht, über Steine hüpf. Tropfen in die Luft wirft, nie aufhören wird damit.

Dann trete ich dort aus den Bäumen, wo der Fluss in den See übergeht. Hier ist er breiter. Es gibt besonders viele Möwen, die über dem Wasser kreisen und sich um die Fische streiten. Die Luft lässt sich hier leicht in die Lunge ziehen. Es ist ein Ort zum Atmen.

Der See wird das Wasser schlucken und er wird sich nicht verschlucken. Unten sucht der Fluss seinen Weg, den er kennt. Grünes Wasser schlängelt sich durch grünes Wasser und hat nur den Ausgang im Sinn. Und dann, an einem Tag nimmt das Wasser wieder Gestalt an. Der Fluss ist jetzt wieder der Fluss. Bis dahin allerdings, kann man seiner nur gewiss sein.

Am Sonntag vor zwei Wochen klingelte das Telefon. Es war Elsa und ich erschrak über das Hastige und Piepsende in ihrer Stimme. Sie bat mich zu kommen. Helmut habe kranke Beine und könne nicht aus dem Haus. Sie und Helmut müssten mir dringend etwas sagen. Sie lud mich am Sonntag zum Essen ein. „Nein, nicht Sonntag und nicht Essen“, ist es schnell und ohne nachzudenken aus mir herausgekommen. Schnell und ohne nachzudenken. Vor meinen Augen tauchte das beigefarbene Sofa auf und ich wollte nicht darin versinken. Ich wollte nicht an einem Sonntag kommen und schlug den Mittwoch vor. Der Mittwoch schien mir weniger gefährlich zu sein.

Auf dem Weg zum Bus ging ich durch die Unterführung und sah die roten wackeligen Buchstaben. Meine Eltern: zwei Clowns, hat jemand mit roter Farbe aufgesprayt.

INGRID MARIA KLOSER wurde in Hard am Bodensee geboren. In ihren Erzählungen folgt sie den Figuren durch den Alltag und beschreibt die kleinen menschlichen und zwischenmenschlichen Begebenheiten, das still sich Zutragende. Die Autorin lebt in Wien.

Im Verlag Bibliothek der Provinz erschien

»Im Sommer werden die Tage wieder länger sein.«

Erzählungen

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien